

Essay

Ritter Conrad, mein Vater und ich

Conrad war ein echter Renaissance-Ritter. Ein Mann, der die Welt bereiste, als sie noch voller Überraschungen war. Was für ein Abenteuer ist es doch, Ahnenforschung zu betreiben / Von Reginald Grüenberg

„Im Jahre nach der Geburt unseres lieben Herrn Christi, Tausendvierhundertundsechszwanzig, am zweiundzwanzigsten Tag des April, bin ich, Conrad Grüenberg, Ritter zu Konstanz, ausgeritten, nämlich auf einen Freitag mit drei Pferden; und mit mir Caspar Gaisberg, voll froher Hoffnung eines guten Ausgangs unserer Pilgerfahrt.“

Als mein Vorfahre Conrad diese Zeilen schrieb, blickte er bereits auf ein für diese Zeit märchenhaft langes und ereignisreiches Leben zurück. Diese Wallfahrt nach Jerusalem, wo er sich an den heiligen Stätten der Christenheit genügend Ablass für seine Sünden abholen wollte, war von ihm als gelungener Abschluss seines irdischen Daseins geplant. Er war kein Kreuzritter, sondern ein friedlicher Pilger, gleichwohl ein Schwert tragend, weil er als Ritter das Recht dazu hatte. Conrad muss um 1415 oder früher geboren sein, denn bereits 1441 wird er in den Annalen seiner Heimatstadt Konstanz als einer von sieben Richtern in Baustreitigkeiten und als Baumeister einer Kirche genannt. Er stammte aus einer wohlhabenden Patrizierfamilie, die schon viele Ritter und Äbte hervorgebracht hatte und sich, wie der Genealoge und Heraldiker Rudolf Graf von Stillfried-Alcantara schreibt, bis ins 9. Jahrhundert zurückverfolgen lässt. Conrad war ein, wenn man so sagen darf, Renaissancekrieger. Er konnte lesen und vorzüglich schreiben, kannte die Schriften der römischen und griechischen Antike und war dazu noch Kirchenarchitekt und mehrmals Bürgermeister von Konstanz. Seinen sprichwörtlichen Bildungshunger betreffend, bezeichnete er sich selbst als „der Unersättliche“.

Es ist auch bekannt, dass er 1461 zur Krönung und Salbung von Ludwig XI. dem Klugen nach Reims und Paris fuhr. Doch ich vermute, dass er überhaupt viel auf Reisen war und in ganz Mittel- und Westeuropa an Ritterturnieren teilgenommen hat. Denn wie anders hätte er 1483 das größte Wappenbuch des Mittelalters vollenden können, in dem er sagenhafte zweitausend Wappen gesammelt und in prächtigen Farbzeichnungen wiedergegeben hat? Im August 1485 kam Kaiser Friedrich III., ein leidenschaftlicher Sammler wertvoller Handschriften, nach Konstanz. Aus den Händen Conrads, den er schon 1465 zu seinem Diener ernannt hatte, empfing er das prächtige Wappenbuch als Geschenk. Dieser kostbare Pergamentkodex wird heute in einem Hochsicherheitsbereich der Bayerischen Staatsbibliothek in München aufbewahrt.

Auch die Kennerschaft und Weltläufigkeit, die er in seinem späteren Pilgerbericht entfaltet, legt den Schluss nahe, dass wir es mit einem mittelalterlichen Globetrotter zu tun haben. Doch dieses Buch trägt noch in einer weiteren Hinsicht die Spuren seines früher erworbenen Könnens als Architekt, Zeichner und Wappenmaler. Denn die beiden prächtigen Handschriften, die in Bibliotheken zu Gotha und Karlsruhe liegen, gehören zu den schönsten und bestillustrierten Exemplaren ihrer Gattung. Inzwischen kann man sowohl das Wappenbuch als auch den Pilgerbericht vollständig über das Internet einsehen. Es berührt mich, die Zeichnungen und die Handschrift meines Vorfahren erstmals derart unmittelbar wahrnehmen zu können. Ich höre seine Stimme, die durch die Jahrhunderte zu mir spricht.

Dabei war Conrad für mich schon lange präsent. Er tauchte in meiner Kindheit auf, in einer Winternacht, als mein angesäuelter Vater mich aus dem Bett holte und mir mitteilte, dass ich ritterliche Vorfahren hätte und mich in Zukunft gefälligst auch so benehmen sollte. Danach hörte ich erst wieder von Conrad, als ich schon in Paris studierte und mein Vater, der auch dort lebte, Nachforschungen über unsere Familiengeschichte anstellte. Damals erfuhr ich von Conrads Handschriften und las zum ersten Mal sein Pilgerbuch in der Schwarz-Weißkopie einer Übersetzung aus dem Altmittelhochdeutsch von 1912, die ich bei meinem Vater gefunden hatte. Es war der Anfang einer Freundschaft, denn bis dahin gab es weder mütterlicher- noch väterlicherseits irgendwelche

Vorfahren, die ich freiwillig in meine Verwandtschaft gewählt hätte. Der Urgroßvater, der sich wegen des Untergangs des Dritten Reichs in Berlin unter einer Eisenbahnbrücke erschoss? Der eine Großvater und ostpreussische Junker, der in den letzten Monaten des Kriegs noch zur Waffen-SS ging und am ersten Einsatztag von der Front direkt nach Sibirien deportiert wurde? Der andere, der sich im Wiederaufbau als feudaler Unternehmer aufspielte, obwohl er nur angestellter Geschäftsführer war, und das nur, um in das strenge Lübecker Patrizertum aufzusteigen? Nein, danke.

Conrad war anders. Er wurde meine Wahl. Sein Reisebericht sprüht auch heute noch vor Enthusiasmus, Neugierde und Lebenslust. Vielleicht habe ich mich sogar von seiner naiven Frömmigkeit anstecken lassen. Überhaupt liegt in seinem ganzen Bericht etwas herrlich Verspieltes und Jugendliches. Nichts auf dieser ganzen Reise beschreibt Conrad so ausführlich wie die edlen Frauen, die sich in Venedig bei der Fronleichnamprozession an den mit Teppichen ausgelegten Fenstern zeigen.

„Niemand sah sie, der sie nicht von Herzen innerlich begehrte zu küssen. Ihre Münder waren schön klein und von roter Korallenfarbe, auf das allerlustsamlichste verlockend hineinzubeißen. Die Zähne klein wie Kristalle in eine Reihe gesetzt. Und ohne Zweifel, so waren dahinter die beweglichen Zungen mit den gesetztesten und lieblichsten Worten ... Und es wär kein Wunder, wenn solcher Frauen Männer und Ehegatten immerdar vor Wonne sprängen, gehörnter als die brünstigsten Hirsche.“

Eine Pilgerfahrt war natürlich keine Lustreise, und Conrad lässt uns mit vielen Einzelheiten und sinnlichen Eindrücken teilhaben an den Zumutungen der neunwöchigen Schiffsreise von Venedig nach Jaffa, ohne zu vergessen, die jeweils nützlichsten Hilfsmittel und Arzneien zu empfehlen.

„Denn es ist ein grundloser, böser Gestank, dass man's schwer beschreiben kann in Worten. Ohne Erfahrung nicht zu glauben ... Auch wenn Sturm ist und das Schiff stark stößt, so erbricht sich die Mehrheit. Gegen diesen Gestank ist recht nützlich Essig in die Nase gestrichen.“

Etwa fünfzig Pilger reisen mit ihm auf dem Schiff, viele Adelige aus Bayern, Pommern, Ungarn, Frankreich und den Niederlanden. Akribisch verzeichnet er bereits zu Beginn seines Berichts namentlich, welche acht Herren von hoher Herkunft auf dieser Reise sterben werden. Denn Gefahren gibt es genug.

„Das zerrissene und öde Städtchen hat ein Drache zerstört, der gegenüber in einem felsigen Berg lag. Der Schwamm eines Tages in die Stadt und fraß etliche Menschen und Vieh, also dass jedermann von dannen floh. Und zuletzt fand man einen Weg: dass man nämlich einen toten Menschen heraufholte und füllte ihn voller Gift. Da kam der Drache und fraß den Menschen: Da blieb er gleich tot auf der Stelle.“

Was mich am meisten überraschte, das war Conrads Witz, dem er auch noch einen unverwechselbaren, höchst individuellen Ausdruck geben konnte, den ich in diesem Zeitalter noch nicht vermutet hätte. So besucht er mit dem Herzog von Bayern bei einem Landgang einen berühmten „griechischen Tempel“, das heißt eine orthodoxe Kirche.

Da standen auch vier Griechen mit langen Bärten, lehnten auf Stäben und sangen zu dem Amt mit solchen Gebärden, dass der Fürst und ich vor Lachen nicht beten konnten. Da die Messe aus war, ging der Priester zu dem kleinen Altar und trank aus einem Kännchen den übrig gebliebenen Wein aus.“

Die meiste Zeit gibt es aber nichts zu lachen, denn die Pilger werden nicht nur von Seeräubern verfolgt, denen sie mit List und knapper Not entkommen. Im Heiligen Land werden sie vor allem beim Besuch der Gedenkstätten von Muslimen drangsalieren, geschlagen und ausgezogen.

Es ist überraschend, aber es gab schon damals Reisegruppen, Eintrittsgelder, Souvenirläden und „Kurtesen“,



Conrad von Grüenberg reiste im 15. Jahrhundert von Konstanz nach Jerusalem. Seine Eindrücke und Erfahrungen fasste er in einem Pilgerbericht zusammen, der heute in der Badischen Landesbibliothek aufbewahrt wird



REPRODUKTION: BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

spricht Trinkgelder. Zugleich machen die Entbehrungen dieser Reise und die ständigen Misshandlungen die Pilger empfänglich für das Wesentliche, wenn sie erschöpft eines ihrer Ziele erreichen, so wie hier das Heilige Grab.

„Auch sagten die Pilgrime fast aus einem Mund, dass keiner die halbe Kraft noch Tapferkeit seines Leibes mehr habe, so ganz erschrocken und ernsthaft wird einer, aus Kraft und Gegenwart dieser allerheiligsten Stätte.“

Conrad kehrte nach einem fürchterlichen Sturm in der Adria, wo Gott die Gebete der Pilger erhörte und das „unsinnig wilde Meer“ bändigte, wohlbehalten nach Konstanz zurück. Wie schon sein Wappenbuch schrieb er auch seinen Pilgerbericht als Handschrift nieder. Gutenbergs Presse, die bald die Welt verändern sollte, war in Konstanz noch nicht angekommen. Ritter Conrad Grüenberg starb friedlich im Jahr 1494.

Sein Einfluss auf mich lag in seiner gelebten Verbindung von Bauen, Kämpfen und Schreiben. Ich verstand mich fortan als bewaffneter Dombauchschüler der Philosophie. Dementsprechend wurde meine Doktorarbeit eine Art philosophischer Kathedrale, gewaltig, verschlungen und komplex. Mit diesem Werk forderte ich den legendären Philosophie-Drachen Dieter Henrich – schon als sein Student zog ich blank gegen ihn und zwang ihn so, mich zu fördern – und den noch gefährlicheren Denk-Zyklopen Jürgen Habermas heraus, dessen schöner Tochter ich mich einst in Starnberg näherte, indem ich ihr stets ritterlicher Nachhilfelehrer wurde. Die Zukunft wird zeigen, ob Henrichs kryptoreligiöse Tiefenbohrungen nach den mystischen Quellen des Ich bei Fichte und Hölderlin, Habermas' wirrer Zettelkasten der Theorie des kommunikativen Handelns oder mein fugenloses Gebäude politischer Subjektivität als Reflexion über öffentliche Ordnung das große Turnier der Geistesgeschichte gewinnt!

Das Verhältnis von Conrad, meinem Vater und mir nahm noch eine letzte dramatische Wende. Als mein Vater an Bauchspeicheldrüsenkrebs erkrankte und nicht mehr arbeiten konnte, fasste er den Entschluss, einen Roman über Conrad zu schreiben, dessen Leben ihm schon immer weit gelungener erschien als das eigene. Es sollte nicht mehr werden als ein Plot und ein paar Studien, denn er hatte mit dem Schreiben einfach zu wenig Erfahrung. So steht es auch auf seinem Grabstein, eine kleine handschriftliche Notiz von ihm, die ich im Nachlass fand.

„Ein Leben lang Dichter gewesen
Ständig das Herz voll
Nie einen Griffel zur Hand“

Doch die Geschichte, die er sich ausgedacht hat, fasziniert mich immer noch. Er schickt den jungen Conrad zu einem Turnier nach Paris, wo er einem Mann begegnet, einem Fürsten, Ritter und Kampfgefährten der Jeanne d'Arc, dem sagenhaften Gilles de Rais, dessen Vermögen, Bildung und Ruhm ganz Frankreich überstrahlt. Dieser interessiert sich für den ungewöhnlichen Burschen. Er lädt Conrad auf sein prunkvolles Schloss ein und imponiert ihm mit Erzählungen von den großen Schlachten dieser Zeit – wir befinden uns im Hundertjährigen Krieg – und seinem immensen Wissen über Literatur, Geschichte, bildende Kunst und Alchemie. Als Conrad nach Konstanz zurückkehrt, hat er ein Idol, das ihn sein Leben lang begleiten wird. Erst viele Jahre später, als alter Mann und Pilger auf dem Segelschiff nach Jaffa, wird er einen Franzosen treffen, einen Herrn von Kastelbrigant – es gab ihn wirklich auf diesem Schiff! Man kennt ihn nur besser unter dem Namen Chateaubriand – dessen Länderreisen an die des ehemaligen Maréchal de France und Baron de Rais angrenzten. Er wird Conrad ausführlich berichten, wie Gilles de Rais als größter Serienmörder aller Zeiten entlarvt und von der Inquisition hingerichtet wurde. Mehr soll noch nicht verraten werden. Die Aufgabe, diesen historischen Roman über Ritter Conrad Grüenberg zu schreiben, ist das einzige Erbe, das mein Vater mir hinterlassen hat.

Der Autor ist Verleger des Perlen-Verlags, bei dem gerade „Kritik der arabischen Vernunft“ von Mohammed Abed Al-Jabri erschien

forum@welt.de

Leserbriefe DIE WELT, Brieffach 2410, 10888 Berlin, Fax: (030) 2591-71608, E-Mail: forum@welt.de

Es bleibt die Erinnerung

Zu: „Das unverhoffte Wunder deutscher Geschichte“; WELT vom 19.08.

Ja, es war wirklich unverhofft, denn noch im Sommer des Jahres 1989 war ich im Fernsehen Zeuge eines Disputs zwischen Enno von Löwenstern und weiteren hochrangigen Journalisten. Enno von Löwenstern wurde sehr stark angegriffen. Ich war gefühlsmäßig voll auf seiner Seite, weil ich seinen Thesen und Informationen glaubte. 1989 war ein unverhofftes Wunder auch für mich, der ich jedoch auf lange Sicht die Wiedervereinigung nicht nur erhoffte, sondern sicher war, dass es, wenn auch erst in Jahrzehnten, so kommen würde.

Selbst in dickbändigen Geschichtsbüchern kann nicht alles bis ins Einzelne detailliert zu finden sein. Auch in einem größeren Artikel wird vieles nicht erwähnt werden können. Natürlich ist das unvermeidlich. Aber dennoch ist es bedauerlich,

denn dadurch entstehen immer wieder Missverständnisse.

Von den drei Jahreszahlen 1939, 1949 und 1989 ist besonders die erste, die mich am meisten prägende. Unvergesslich auch 1989 mit dem Höhepunkt der Maueröffnung. Wir hörten davon in der Nacht auf der Rückreise aus den USA. Dagegen spielt 1949 kaum eine Nebenrolle, wichtiger für mich waren 1948 (Rückkehr aus meiner POW-Zeit in England) und 1950, als ich endlich meinen Beruf wieder ausüben konnte.

In einer Firma, mit der ich mich noch nach fast 60 Jahren intensiv verbunden fühle. 1949 – seit einem Jahr interessierter WELT-Leser, aber so wichtig war mir die Politik noch nicht. Jedoch heute denke ich auch an das Jahr 1919, in dem der unheilvolle Versailler Vertrag unterzeichnet werden musste. Als geschichtliches Ereignis in meine Erfahrungen eingegraben, hat das negative Datum ein unendlich viel größeres Gewicht als das positive, aber nur nebenbei zu erwähnende Jahr 1949.

Kurt G. Bock, Hamburg

Teurer Solarstrom

Zu: „Solarbranche fordert noch mehr Subventionen“; WELT vom 21.8.

Wenn die genannten 15 000 Haushalte sich nur von dem Riesen-Solarpark in Brandenburg mit Strom versorgen lassen würden, wären sie ganz arm dran. In etwa 85 Prozent der verfügbaren Jahresstunden von 8760 liefern die Solarfabriken keinen Strom, weil es

Der Chefredakteur bloggt



Lesen Sie Einschätzungen von Thomas Schmid zu Themen aus Politik, Kultur und Zeitgeschichte unter: schmid.welt.de

dunkel ist oder bewölkt oder die Sonne nicht voll die Solarfelder trifft.

Es müssen also immer sogenannte Vorhaltekraftwerke wie Kohle, Gas, Atom in ständiger Bereitschaft stehen, um eine stete Versorgung mit Energie zu gewährleisten. Obwohl über 20 000 Windräder und diverse Solaranlagen installiert sind, konnte bisher kein einziges konventionelles Kraftwerk vom Netz genommen werden. Ein teures Vergnügen. Übrigens: Die Spanier, die bisher den höchsten Solaranteil an der Energieversorgung haben, sind seit Ende 2008 aus der Subventionierung dieser Branche komplett ausgestiegen. Daraufhin brach für diese Technik der Markt komplett zusammen.

Walter Faulenbach, Olpe

Was bleibt von Opel?

Zu: „GM-Verwaltungsrat vertagt Empfehlung zu Opel-Bietern“; WELT vom 24.08.

Die Stellungnahmen zu Opel kann man bald gar nicht mehr hören beziehungsweise le-

sen. Langsam wird es höchste Zeit, dass etwas passiert! Fortune hält nicht ewig. Dem Betrachter von außen kommt es zunehmend so vor, als meine GM: „Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht nass.“ Die Auflage, nicht in die USA und nicht nach China exportieren zu dürfen, ist schon ein riesiges Manko.

Aber dann noch mit Lizenzen zu geizen, weiterzupokern, die Hintertür für eine Rückkehr offen zu lassen, beteiligt zu bleiben, Wunschkandidaten selbst bestimmen zu wollen – damit will GM immer wieder hinhalten, höher pokern, bis vielleicht kein reeller Bieter mehr das Unternehmen mag.

Was bleibt dann von Opel oder auch Vauxhall eigentlich übrig, wenn alles zerredet ist und sich verflüchtigt hat?

Vielleicht ist die ganze Sache nur eine Spiegelfechterei nach außen, die total unvernünftig sich anschaut. Da wird zu viel geredet, und das unbedingte schnelle Handeln könnte auf der Strecke bleiben.

Nils Boettcher, Berlin

Schrumpfende Volkspartei

Zu: „Merkel hat den größten Kanzler-Bonus seit 1977“; WELT vom 22. August

Die Popularität von Angela Merkel kommt nicht von ungefähr. Denn wer bei Problemen lediglich als Retter in Erscheinung tritt und ansonsten die Gesetzesarbeit den Ministern überlässt, schafft sich eine blütenreine Weste, was die negativen Dinge des politischen Alltagslebens betrifft. Eine Taktik, die der CDU allerdings schadet. Denn sie verfügt heute über keine klare Botschaft, die ihrem Anhang weiterhilft. Daran würde sich auch wenig ändern, wenn es in Thüringen oder im Saarland zu einem rot-roten Bündnis kommt, zumal das Beispiel Berlin zeigt, dass jene Konstellation sehr pragmatisch zusammenarbeitet. Die Gefahr liegt nahe, dass die Christdemokraten sich weiter von den Menschen entfernen und bei einem Bündnis mit der FDP nach der Bundestagswahl wie die SPD dauerhaft unter die 30-Prozent-Marke sinken.

Rasmus Ph. Helt, Hamburg